

„Mit Gott das Weite suchen“

Predigt zum Pontifikalamt anlässlich des 875. Todestages des hl. Norbert
bei der Jugendwallfahrt 2009

(Ez 34, 11-16, 2 Tim 4, 1-5; Lk 14, 25-33)

Liebe Schwestern und Brüder, viele von Ihnen sind von weither angereist, um an unseren Norbert-Feierlichkeiten teilzunehmen. Ihr, liebe Jugendliche, seid größtenteils heute sogar mit dem Fahrrad von Gut Glüsig nach Magdeburg gekommen. Gemäß dem Motto Eurer Wallfahrt habt Ihr für einige Zeit und Kilometer „mit Gott das Weite gesucht“ – vielleicht dabei ein wenig an den heiligen Norbert denkend, der ja als Wanderprediger durch halb Europa gezogen ist. Wichtig war es aber für ihn wie für Euch – so nehme ich es jedenfalls an –, nicht einfach nur das „Weite zu suchen“, sondern „mit *Gott* das Weite zu suchen“. Das ist ein großer Unterschied. Meistens bedeutet nämlich „das Weite suchen“ im Grunde nur eines: „Reißaus nehmen“. Jemand, der das Weite sucht, so heißt es, „bringt sich in Sicherheit“, „ergreift die Flucht“, „gibt Fersengeld“, „haut ab“ und „verlässt seinen Posten“.

Vom heiligen Norbert wird man wohl kaum behaupten können, er sei nur deshalb Wanderprediger geworden, um sich vor dem klösterlichen Leben in Sicherheit zu bringen. Und ich vermute mal, dass auch Ihr nicht deshalb an der Jugendwallfahrt teilnehmt, weil Ihr vor jemandem oder vor etwas die Flucht ergriffen habt! Nein, wer mit *Gott* das Weite sucht, hat andere Gründe. Wer mit Gott das Weite sucht, fährt nicht einfach so drauf los. Er weiß, woher er kommt und wohin er gehen will – und er ist unterwegs wach für das, was ihm oder ihr begegnet.

Herkunft

Wenn wir das auf unsere Situation als Christen im Bistum Magdeburg übertragen, so wissen auch wir, wo wir herkommen. Eine beeindruckende Geschichte liegt hinter uns. Schon seit über 1200 Jahren gibt es hier Klöster und Gemeinden, wird das

Evangelium Jesu Christi auf lebendige Weise bezeugt. 968 wurde dann das Erzbistum Magdeburg gegründet, und Norbert von Xanten, der heute vor 875 Jahren starb, war sein 13. Erzbischof. Eine Vielzahl von Zeugen des Glaubens ist uns vorausgegangen, die auch heute noch bedeutsam sind.

Unsere Wurzeln reichen aber noch weiter zurück: in die griechisch-römische Zeit und in die Geschichte des Volkes Israel. Wir sind also Anhänger einer über 2000-jährigen Bewegung mit allem „für“ und „wider“. Einerseits tragen wir schwer an diesem historischen Ballast und werden als „ewig-gestrig“ eingestuft; andererseits profitieren wir von den Welterfahrungen einer Gemeinschaft, die wie keine andere schon so lange existiert. Immer noch hat diese Gemeinschaft – wie ich meine – genügend Puste und Verstand, Rückgrat und Beweglichkeit, Charme und Begeisterungsfähigkeit. Wer von Euch, liebe Jugendliche, schon einmal bei einem Weltjugendtag dabei war, wird vielleicht erfahren haben, wie bewegend es ist, zu dieser Gemeinschaft dazuzugehören, in der man sich trotz aller sprachlichen Unterschiede durchaus verstehen kann.

Damit sind wir aber noch nicht am tiefsten Punkt unserer Herkunft angelangt. Letztendlich kommen wir aus der Ewigkeit Gottes. Er hat uns gewollt und will uns immer noch. Unsere eigentliche Heimat ist im Himmel. Darum gelten wir manchmal auch als Fremdlinge auf dieser Erde. Das heißt aber nicht, dass wir nicht gerne hier sind. „Sein Leben gering achten“, wie es im heutigen Evangelium heißt (vgl. Lk 14, 26) bedeutet vielmehr, dass wir uns selbst und diese Welt in einem größeren Zusammenhang sehen. Wir sind nicht der Meinung, dass das, was uns vor Augen liegt und wir erfassen können, schon die ganze Wirklichkeit ist. Damit halten wir uns sozusagen „den Himmel offen“, weil uns die Erde mit all ihren Möglichkeiten immer eine „Nummer zu klein“ ist.

Wer aber seine Heimat im Himmel hat, kann dann überall auf der Erde zu Hause sein. Gerade in der heutigen Zeit ist das wichtig, Viele Menschen sind gezwungen, aus ihren vertrauten Wohnorten wegzuziehen, weil sie keine Arbeit finden. Auch viele von Euch Jugendlichen machen die Erfahrung, dass sie wegen der Ausbildung oder Lehre von zu Hause wegmüssen. Da ist es wichtig, zu wissen, woher man kommt

und wohin man gehört. Und wer weiß, dass er irgendwohin gehört, hat dann auch die Kraft, sich den Herausforderungen des Lebens zu stellen.

Herausforderungen

Wenn man sich mit dem Fahrrad oder zu Fuß auf den Weg gemacht hat, „um mit Gott das Weite zu suchen“, dann ist es wichtig, immer wieder auf Zeichen und Wegweiser zu achten, um sein Ziel zu finden. Zumindest braucht man jemanden, der oder die den Weg kennt und die Zeichen deuten kann. Das ist dann ein zweites, was für uns Christen wichtig ist und was auch dem hl. Norbert wichtig war: die Herausforderungen anzunehmen und sich ihnen mutig zu stellen.

Ohne Zweifel leben wir als Christen momentan in einer schwierigen Situation. Pluralismus und Relativismus nehmen immer mehr zu; das heißt, es gibt unzählige Möglichkeiten, wie man das Leben gestalten kann, und fast alle erscheinen als gleichwertig. Wenn aber alles gleich gültig ist, werden manche schnell gleichgültig. Verbindlichkeiten, die für die ältere Generation noch gegolten haben, wandeln sich. Das Lebensgefühl vieler Menschen könnte mit dem Satz umschrieben werden: „Hier stehe ich – und ich kann natürlich auch ganz anders!“ (P.M. Zulehner).

Viele sind durch die Fülle an Möglichkeiten und die Notwendigkeit, sich dauernd für oder gegen etwas entscheiden zu müssen, überfordert. Beziehungen gehen kaputt, Familien zerbrechen, Menschen geraten durch Versagen oder Arbeitslosigkeit ins gesellschaftliche Abseits. Manche setzen sich rücksichtslos durch und akzeptieren keine Regeln des menschlichen Zusammenlebens mehr; oder sie steigen aus, „machen ihr Ding“, nehmen Drogen, um die Wirklichkeit zu ertragen, oder suchen den alternativen Kick, um wieder einmal zu merken, dass sie überhaupt noch leben.

Nach der friedlichen Revolution von 1989 hatten einige gehofft, dass sich in unserer Region wieder mehr Menschen dem Christentum und der Kirche zuwenden. Das ist so nicht eingetroffen. Stattdessen ist der Anteil derer, die keiner Kirche oder auch keiner anderen Religion angehören, in unserem Gebiet auf über 80 % angestiegen. Viele scheinen ohne den christlichen Glauben ganz gut zurechtzukommen. Manche

glauben an alles Mögliche – Horoskope, Wahrsager, esoterische Gurus, fliegende Untertassen und Außerirdische – nur nicht mehr an Gott. Andere meinen in jüngster Zeit zunehmend, jegliche Religion sogar aggressiv bekämpfen zu müssen. So habe ich neulich einmal an der Wand eines kirchlichen Gebäudes aufgesprayt gesehen: „Christenjäger e.V.“ Und mir wurde erzählt, dass Autos mit Aufklebern durch die Gegend fahren, auf denen ein Adler das für Christen typische Logo des Fisches in den Krallen hat oder eine Axt den Fisch spaltet. Andererseits gibt es aber auch deutliche Anzeichen dafür, dass Menschen nach mehr suchen, als materielle Werte ihnen bieten können, und durchaus für christliche Deutungen offen sind.

Notwendigkeiten

In einer solchen Zeit sind wir als Christen besonders dazu herausgefordert, tatsächlich mit Gott das Weite zu suchen. Was aber könnte das für uns konkret bedeuten? Was gilt es in unserer Situation besonders zu beherzigen? Ich möchte das an drei Begriffen verdeutlichen.

1. Sammlung

Von Anfang an hat Jesus Menschen gesammelt und sie in seine Nachfolge gerufen: einzeln, zu zweit oder in noch größerer Zahl, aber letztlich in eine besondere Gemeinschaft. Und so kam man auch seit frühester Zeit mindestens sonntags immer wieder zusammen, um gemeinsam das Wort Gottes zu hören und das eucharistische Mahl zu halten. Der Grund dafür ist eigentlich nicht irgendein Gebot, sondern die Freude darüber, dass mit der Auferstehung Jesu Christi sich für alle eine neue Hoffnung aufgetan hat. Das gilt es immer wieder zu bedenken und zu feiern. Kirche ist kein Individualistenklub, sondern die Gemeinschaft der Herausgerufenen, das Volk Gottes, der Leib Christi, der Tempel des Heiligen Geistes. Wir gehören zusammen. Das muss erfahrbar sein. Jede Familie, in der jede und jeder nur noch an sich denkt, gerät in die Krise. Jeder Verein, der sich nicht mehr trifft, zerfällt. Jede Sportgruppe, die nicht mehr trainiert, gehört bald zu den Verlierern. Was mir aber wichtig ist, dafür setze ich etwas ein. Wenn ich am frühen Sonntagvormittag durch die Gegend fahre, wen sehe ich da auf der Straße?: Hundehalter, Jogger und Kirchgänger, in größeren Städten vielleicht noch irgendwelche „Schnapsleichen“.

Jeder macht das, was er für wichtig hält. Oftmals wird von Eltern oder Kindern geklagt, sie seien so beansprucht und hätten keine Zeit, um zum Gottesdienst oder zur Glaubensunterweisung zu kommen. Bei allem Verständnis für die vielen Herausforderungen, denen Menschen sich heute zu stellen haben, wage ich doch zu behaupten: Es ist nicht eine Frage der Zeit, sondern der Wertung. Und wenn Glaube und Kirche für manche eben keine Bedeutung mehr haben, wundert es nicht, wenn sie sich mit anderem herausreden.

2. Vertiefung

Es gibt den Spruch: „Wenn die See stürmisch wird, gehen die Fische in die Tiefe.“ Das könnte zunächst einmal bedeuten: Wenn es kritisch wird, dann tauche ab, bis bessere Zeiten kommen. Man kann es aber auch so verstehen: In schwierigen Zeiten – oder sogar grundsätzlich – ist es wichtig, Tiefgang zu haben. In einem anderen Bild ausgedrückt: Wer nicht fest verwurzelt ist, kann schnell durch die Luft gewirbelt werden. Wer nur oberflächlich mittrottet, wird bei Anfechtungen schnell aufgeben. Wer aber wirklich glaubt, wird sich einer größeren Gelassenheit und Zuversicht erfreuen können. Der heilige Norbert ist uns da ein gutes Vorbild. Er hat sich nicht in Äußerlichkeiten verloren, sondern gläubig und fromm die Mitte im Blick behalten. Gerade in unserer extremen Diasporasituation ist es fast überlebensnotwendig, sich immer wieder mit dem christlichen Glauben auseinanderzusetzen, darüber mit anderen zu reden und sich ihn gegenseitig zu bezeugen. Nur wenn er wächst, reift und lebendig bleibt, haben wir hier als Christen – einzeln und gemeinsam – eine Zukunft.

3. Sendung

Wir Christen sind zu den anderen gesandt; Salz der Erde, Licht der Welt, Stadt auf dem Berge sollen wir sein – nicht in der Nische bleiben, als Parallelgesellschaft leben oder sich wie in ein Ghetto zurückziehen. Und man braucht uns auch. Eine bedenkenswerte Empfehlung lautet: „Rede nicht über deinen Glauben, wenn du nicht gefragt wirst, aber lebe so, dass du gefragt wirst.“ Ich stimme dem nicht gänzlich zu. In einer pluralistischen Gesellschaft, in der jede und jeder allein oder mit anderen ihre Überzeugungen ins Spiel bringen, dürfen auch wir uns nicht zurückhalten. Selbst, wenn wir nicht nach unserem Glauben gefragt werden, müsste es uns ein Anliegen sein, ihn in die öffentliche Diskussion einzubringen. Noch überzeugender

wäre es freilich, tatsächlich so zu leben – als einzelne wie als Gemeinde oder sonstige kirchliche Einrichtung –, dass andere zum Fragen kämen, warum das so ist: welche Motive uns bewegen, woher wir die Kraft dazu nehmen, was uns nicht verbittern lässt. Auch der heilige Norbert hat sich kräftig eingemischt: mit Worten, aber auch durch seinen Lebensstil.

Liebe Schwestern und Brüder, liebe Jugendliche, mit Gott das Weite zu suchen, lohnt sich. Wer ihm – wie der heilige Norbert – vertraut, wird nicht verzagen, sondern beflügelt werden, sich zusammen mit den anderen Gläubigen mutig und geistvoll den Herausforderungen der Gegenwart zu stellen.

+ *Gerhard Feige*